



Stefanie Mallon

DAS ORDNERN DER DINGE

Aufräumen als soziale Praktik



campus

Das Ordnen der Dinge

Stefanie Mallon, Dr. phil., ist Kunst- und Kulturwissenschaftlerin an der Universität Oldenburg.

Stefanie Mallon

Das Ordnen der Dinge

Aufräumen als soziale Praktik

Campus Verlag
Frankfurt/New York

ISBN 978-3-593-50904-4 Print
ISBN 978-3-593-43898-6 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2018 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Einleitung.....	9
Ordnen von Dingen	9
Wissenschaftlicher Ansatz	12
Interviews: Vorstudie zur Generierung von Fragen und Material	18
Perspektiven und Vorgehen	22
Definitionen und theoretische Grundlagen.....	29
Perspektive I: Ordnungspraktik im sozialen Feld.....	46
1.1. Ausgangspunkt: ›Wohnen‹ und normalisierte Ordnung.....	46
1.2. Ordnungspraktik.....	55
1.2.1. Ordnungspraktik und Geschlecht	55
1.2.2. Ordnungspraktik und soziale Hierarchie.....	65
1.3. Responsibilisierung.....	73
1.3.1. Responsibilisierung nach Notwendigkeitszwang und Geschlecht.....	73
1.3.2. Responsibilisierung nach Geschlecht spezifisch in der Spätmoderne.....	81
1.3.3. Responsibilisierung und Gatekeeping.....	89
Diskussion: Ordnung im sozialen Feld	93
Perspektive II: Erziehung zu Ordnung in Familien und Institutionen.....	97
2.1. Ausgangspunkt: Erlernen von Ordnung.....	99
2.2. Private Erziehung zu Ordnung	103
2.2.1. Erziehungskonzepte von Alltagsakteur*innen.....	107

2.2.2. Eltern in der Verantwortung	128
2.2.3. »Fassadenordnung«.....	132
2.3. Der öffentliche Blick auf Ordnung und Erziehung zu Ordnung.....	134
2.3.1. Schule als Instanz der Vereinheitlichung von Ordnungspraktiken	136
2.3.2. Soziale Devianz im Verhältnis zu Ordnung und Sauberkeit.....	139
2.3.3. Ordnung und Erziehung zu Ordnung im Kinder- und Jugendheim	148
2.4. Exkurs: Ordnung und Erziehung zu Ordnung am selbstregulativen Internat Summerhill	163
Diskussion: Erziehung zu Ordnung	168
Perspektive III: »Hygiene« und Ordnungspraktik.....	176
3.1. Etymologische Einordnung des Begriffs »Hygiene«.....	177
3.2. »Hygiene« im Kontext des Krankenhauses.....	179
3.2.1. Frühe Krankenhäuser	179
3.2.2. »Hygiene« als Keimfreiheit: Aseptik und Antiseptik im Krankenhaus	180
3.2.3. Krankenhaus als spezifisches Umfeld für (potenzielle) Pathogene	182
3.2.4. Die »Hygienehypothese«.....	185
3.3. »Hygiene« und Sauberkeit	187
3.3.1. »Hygiene« und Sauberkeit als soziokulturelle Faktoren	187
3.3.2. Die Konzepte »Hygiene« und »Sauberkeit« in der Moderne.....	190
3.3.3. »Hygiene« als Ordnungsleistung	193
3.3.4. »Hygiene« als rationalisierte Form der Diskriminierung	197
3.4. »Hygiene« als Reinheitsgebot im Wohnraum	200
3.4.1. Wohnungshygiene in der Moderne.....	200
3.4.2. Wohnungshygiene spezifisch in der späten Moderne.....	201
3.4.3. Wohnungshygiene in der Werbung	207
3.4.4. Wissen von »Hygiene« im Alltag: Interviews mit Alltagsakteur*innen	212
Diskussion: »Hygiene« und Ordnungspraktik.....	216

Perspektive IV: Empirische Forschungen zu Unordnung	221
4.1. Beispiel: Studien zur psychosozialen Wirkung von Unordnung auf Kinder	222
Diskussion 4.1.....	238
4.2. Beispiel: Studien zur psychosozialen Relevanz von Unordnung.....	241
Diskussion 4.2.....	251
4.3. Beispiel: Studien zu Unordnung und Kriminalität.....	252
Diskussion 4.3.....	264
Diskussion: Empirische Forschung zu Unordnung.....	267
Perspektive V: Selbst-Bildung in der Ordnungspraktik.....	272
5.1. Selbst-Bildung als Konzept.....	274
5.2. Ratgeberanalyse.....	277
5.2.1. Adressat*innengruppe der Aufräumratgeber	277
5.2.2. Auswahl und Beschreibung der Ratgeber.....	278
5.2.3. Das Phänomen »Unordnung« in Ratgebern	282
5.2.4. »Öffentlichkeit« als wirksames Element der Responsibilisierung.....	284
5.2.5. Praktik des Ordners der Dinge und Selbst-Bildung.....	292
5.2.6. Aufräumratgeberliteratur als spätmodernes Regulationsmoment.....	321
Diskussion: Selbstbildung.....	327
Fazit und Ausblick	333
Literatur.....	364
Interviews	387
Abbildungen.....	387

Einleitung

Ordnen von Dingen

Wieso räumen wir eigentlich auf? Warum ordnen wir die Dinge in unserem Wohnraum, stellen sie an ihren Platz, grenzen sie von anderen ab? Welches Ziel verfolgen wir, wenn wir sie vielleicht noch säubern, auch die Böden waschen, Staub wischen und die Fenster putzen? Einerseits scheinen diese Tätigkeiten – als Reaktion auf die Entstehung von Unordnung und die Ansammlung von ›Schmutz‹ – eine Selbstverständlichkeit darzustellen. Doch andererseits zählen Aufräumfertigkeiten nicht zur Grundausrüstung der Menschen. Dieser Hinweis verdeutlicht die Prägnanz der einführnden Fragen. Denn viele Tierarten ordnen zwar ihr Umfeld oder bringen Dinge in eine sinnvolle Ordnung. Sie bauen sich zum Beispiel Behausungen oder Nester, die sie außerdem sauber und ordentlich halten können. Sie sind imstande, ihr Fell oder ihren Körper zu reinigen und auch vielleicht bestimmte Substanzen voneinander zu trennen sowie Fäkalien aus ihrem Schlafbereich herauszuhalten. Solche Aufräumvorgänge können zum Teil auch eine große Komplexität aufweisen. Was solche tierische Formen der Aufräumtätigkeit allerdings von menschlichen unterscheidet, ist, dass sie nicht grundsätzlich erlernt werden müssen. Sie gehören zu ihrem Instinktrepertoire. Das Verfahren des menschlichen Aufräumens hingegen ist an einen umfassenden Aneignungsprozess gebunden. Konflikthafte Auseinandersetzungen zwischen Eltern und ihren Kindern sind ein erster Anhaltspunkt dafür, wie wenig selbstverständlich das ›Aufräumen‹ Teil unseres Handwerkszeugs ist. Es ist ein allererst zu erwerbendes, aufwendig akquiriertes menschliches Ausdrucksvermögen.

Der Wohnraum stellt einen bedeutenden Teil unserer Erfahrungswelt dar. Er kann individuell gestaltet werden und wird durch ein ›Ordnen der Dinge‹ in seiner Erscheinung kontinuierlich definiert. Der Soziologe Jean-Claude Kaufmann sieht diese Betätigung als eine der grundlegendsten aller

menschlichen Tätigkeiten an (vgl. Kaufmann 1999 [1997]: 19). »Aufräumen«, so schreibt er mit Bezug auf den französischen Ethnologen und Archäologen André Leroi-Gourhan, sei ein konstituierender Bestandteil des Symboldispositivs. Dies umfasst die Entwicklung von Sprache, visuellen Darstellungen und auch die in der vorliegenden Arbeit behandelte Herstellung von physischer Ordnung im Wohnbereich. Leroi-Gourhan folgert aus seinen Forschungen, dass der Mensch in einem solchen Symboldispositiv seine distinktive Qualität auszubilden beginnt. Es gelänge ihm demnach, der Unberechenbarkeit seiner konkret erfahrbaren Umwelt eine Symbolik entgegenzustellen und ihre (Ein-)Wirkung auf diese Weise vermittelt zu kontrollieren. Leroi-Gourhan zufolge werden so chaotische und nicht steuerbare Vorkommnisse präformiert und ihre Komplexität nach Mustern reduziert. Dies schütze die menschliche Wahrnehmung vor Überlastung. Denn Symbole bieten die Möglichkeit, Entitäten mit Sinn zu belegen und sie so von der ungefilterten und potenziell irrationalen »Wirklichkeitserfahrung« abzuheben (vgl. Leroi-Gourhan 1980 [1964]: 387ff.).

Ausgehend von seinen Analysen zu vorgeschichtlichen menschlichen Behausungen notiert Leroi-Gourhan, das Haus sei der Mittelpunkt aller Formen des menschlichen Schaffens:

»In allen bekannten menschlichen Gruppen ist die Wohnstätte Ausdruck einer dreifachen Notwendigkeit; des Erfordernisses, eine technisch effiziente Umgebung zu schaffen, der Notwendigkeit, dem sozialen System einen Rahmen zu geben, und des Erfordernisses, im umgebenden Universum von einem Punkt her eine Ordnung zu schaffen« (ebd.: 397).

Demnach vollziehe sich im Symboldispositiv »eine regelrechte, durch Symbole vermittelte Inbesitznahme von Zeit und Raum, eine Domestikation im strengsten Sinne des Wortes, denn sie führen mit dem Haus und ausgehend vom Haus zur Schöpfung eines beherrschbaren Raumes und einer beherrschbaren Zeit« (ebd.: 390).

Die hier vorliegende Studie baut auf vorhergehende Arbeiten auf. Erstmals verfolgte ich das spezifische Erkenntnisinteresse an Kontingenz von Ordnung und Ordnungssystemen gezielt mit meiner Bachelorabschlussarbeit (vgl. Mallon 2011b). Anschauungsmaterial dafür bot die Sammlung eines sehr unordentlichen Sammlers, in der sich verschiedene, miteinander verschlungene Ordnungssysteme ausmachen ließen. Im Laufe der Untersuchung wurde deutlich, dass es verschiedenartige Ordnungssysteme geben kann, die alle auf eigene Weise funktionsfähig sind. Sie regulieren die Verfügbarkeit von einzelnen Bestandteilen einer Ansamm-

lung von Dingen, indem sie sie nach nachvollziehbaren Regeln zueinander in Beziehung setzen. Ein Ordnungssystem kann der Intersubjektivität dienen, wenn es mit einer Reduktion von Komplexität auf effiziente und nachvollziehbare Erschließbarkeit der Masse abzielt. Je strukturierter ein Ordnungssystem die Dinge in der Ordnung positioniert, je systematischer sein Prinzip sie abrufbar macht, desto eher können die Einzelteile auch von Personen ohne intuitive Kenntnis der Sachlage verortet werden.

Neben diesem funktionalen Aspekt von Effizienz und intersubjektiver Organisation wurde in diesem Beispiel auch noch ein anderes Phänomen deutlich: Je weniger planvoll und nachvollziehbar die materiellen Dinge im Haus geordnet sind, desto weniger akzeptabel scheinen sie bzw. der sie beherbergende Wohnraum der Außenwelt. Dies hatte in diesem speziellen Beispiel dazu geführt, dass der Sammler seine unordentliche Sammlung und seine Wohnung vollständig von der Außenwelt abgeschirmt hat. Der Blick der Öffentlichkeit ist, so ein Ergebnis der Arbeit, auf die Durchdringung des Ordnungszustands in dem Wohnumfeld angelegt und zugleich ein Instrument für die Produktion von Scham. Er hatte in diesem Fall zwar nicht die Macht, den Sammler dazu zu bewegen, sein Ordnungsverhalten an gängige Standards anzupassen. Er war aber der Anlass, ihn dazu zu bringen, fast vollständig im Verborgenen zu wohnen: Er empfing keinen Besuch mehr und die Gardinen blieben immer geschlossen. Dieser Aspekt wird auch in der vorliegenden Arbeit wieder von Bedeutung sein.

In der Masterabschlussarbeit stand ein anderes Phänomen im Vordergrund: Die ›Entstehung von Unordnung‹ (vgl. Mallon 2011a). In der transdisziplinären Untersuchung wurde deutlich, dass Unordnung fortwährend entsteht. Ganz einfache Energieaustauschprozesse sind für den dominanten Verfall von Ordnungen in Un-Ordnungen verantwortlich. Die Herstellung von Ordnung hingegen ist aufwändiger und kann (in der Regel) nur unter Zufuhr von Energie und Information erfolgen. Es wurde deutlich, dass alle Ordnungen (nicht nur materielle) prekär sind. Ihre vermeintliche Stabilität stellt eine Illusion dar, deren Erhalt kontinuierlichen Aufwand bedeutet. Als ein Ergebnis der Arbeit kann gelten, dass das Aufbrechen von starren Ordnungssystemen die in dem Prozess ihrer Erhaltung gebundenen Energien freisetzt. Der befreiende Effekt geht mit dem Versprechen von individuellen Gestaltungsmöglichkeiten und auch individueller Gestaltungsmacht einher. Der entstehenden Unordnung anschließend Einhalt zu gebieten, erfordert jedoch einen noch größeren Kraftaufwand. Auch können sich die Aushandlungsprozesse um neu zu konstruierende Sinn-

strukturen zuweilen in unberechenbare Richtungen entwickeln. Als These der Studie kann gelten, dass der Erhalt materieller Ordnung nach allgemein verständlichen Regeln auch im Privatraum als persönliche Investition und als Baustein der gemeinschaftlichen Stabilität gewertet wird. Die Vernachlässigung von Ordnung kann hingegen demnach als gefährliche Subversion der gemeinschaftlichen Strukturen verstanden werden. Dies wirft ein klärendes Licht darauf, warum der unordentliche Sammler seine intersubjektive Regeln unterlaufende und chaotisch erscheinende Sammlung vor den Blicken von Außenstehenden verborgen hält.

Sinnvolle Ordnung erscheint hingegen als so »normal«, dass sie gar nicht wahrgenommen wird. Vor dem Hintergrund, dass sie doch eigentlich einen artifiziellen Zustand darstellt, ist dies erstaunlich. An diesen Hinweis anknüpfend wird in der hier vorliegenden Arbeit danach gefragt, wie die Bedingungen für diese Normalisierung geschaffen werden. Es wird untersucht, wie das »Ordnen der Dinge« als soziale Praktik *gouvernemental* verwaltet wird. Leitend sind dabei die übergeordneten Fragen: Welche gesellschaftlichen Mechanismen sind dabei wirksam, die Praktik des Aufräumens einzufordern und zu strukturieren? Insbesondere sind dabei die Produktion von Alltagswissen über Normen und die Rolle wissenschaftlicher Forschung von Interesse. Dabei wird ein genauer Blick darauf geworfen, wie sich die Responsibilisierung von Alltagsakteur*innen in Bezug auf diese Wissensbestände vollzieht. Das Ziel ist eine Sensibilisierung für die Normalisierungsbestrebungen, die die in Frage stehende Praktik so »selbstverständlich« erscheinen lassen, wie sie sich im Alltag präsentiert.

Wissenschaftlicher Ansatz

Der Titel dieser Arbeit bezieht sich auf den deutschen Titel von Michel Foucaults *Les mots et les choses: Die Ordnung der Dinge* (1974). Mit dem deutschen Untertitel, Eine Archäologie der Humanwissenschaften, wird auf Foucaults Archivarbeit mit historischen Dokumenten verwiesen. Foucaults Arbeit zeigt, dass »Wissen« sich nicht linear entwickelt. Epochale Schichtungen strukturieren die Dokumente, die er in den Archiven analysiert, nach dem, was jeweils als sag- und machbar anerkannt wird. Die kontingenten gemeinschaftlichen Sinnstrukturen bestimmen auch die

Gültigkeit von Ordnungssystemen. Auch diese produzieren Bedeutung nicht aus sich selbst heraus, sondern können nur innerhalb eines sinnvollen Kontexts weiterführend gelesen und verstanden werden. So soll der hier gewählte Titel – »Das Ordnen der Dinge« – auf diese erkenntnistheoretische Ausgangskonstellation verweisen.

Darüber hinaus soll mit ihm verdeutlicht werden, dass Ordnungen von Dingen auch ganz praktisch nach solchen Ordnungssystemen allererst erstellt werden müssen. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung erfährt die praktische Tätigkeit als Untersuchungsgegenstand trotz ihrer Alltäglichkeit wenig Beachtung. Das Phänomen stellt ein Forschungsdesiderat dar – auch in Forschungsbereichen der Soziologie, der Pädagogik und der Psychologie, in denen man erwartet hätte, entsprechende Literatur zu finden. Die Literaturrecherche erfolgte hauptsächlich wie üblich nach Verweisen aus Literaturlisten, über Bibliothekssuchportale, vor Bücher- und Fachzeitschriftenregalen (also nach Signaturen) und in Onlinedatenbanken. Auch mit Bibliotheksreferent*innen und Expert*innen aus Berufen der Sozialen Arbeit wurde über weiterführende Literatur beraten. Keiner der dort erhaltenen, für »sicher« gehaltenen Hinweise oder Erwähnungen auch von Fachzeitschriften führte zu Ergebnissen. Zum Teil hatte man angenommen, dass es »selbstverständlich« etwas dazu geben müsse. Oft waren es Trugschlüsse, die sich aus dem Titel einer Veröffentlichung ergeben hatten. Ein Beispiel ist *Verwahrloste Jugend* des Pädagogen August Aichhorn (vgl. Aichhorn 1925 [1951]). Es handelt sich dabei um eine psychoanalytische Betrachtung von Jugendlichen in der Fürsorgeerziehung – ohne Bezug auf physische Ordnungspflege. Es ist auch zu bemerken, dass es eine Diskrepanz zwischen dem öffentlichen Bewusstsein zur Forschungslage zum »Ordnen der Dinge« und der tatsächlichen Forschungslage zu geben scheint. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die Bildung von subjektiven Theorien. Allein der Titel eines Sammelband, *Chaos and its Influence on Children's Development* (vgl. Evans/Wachs 2010), veranlasste den Bibliothekar bei der Buchausgabe zu der zustimmenden und emphatischen Äußerung, wie wichtig ordentliche Kinderzimmer für Kinder seien (ohne dass er von meinem Forschungsinteresse gewusst hätte). Eine nähere Analyse zeigte hingegen, dass der Band sich fast ausschließlich mit struktureller Ordnung befasst. Physische Ordnung wird nur marginal behandelt und führte nicht zu belastbaren Forschungsergebnissen (siehe Perspektive IV).

Es ist aus nachvollziehbaren Gründen nicht möglich, auch bei erschöpfender Recherche die Existenz von weiterer Literatur zu diesem Thema glaubwürdig ausschließen zu können. Es ist vielmehr anzunehmen, dass diese Veröffentlichungen in geringerer Anzahl als sich vermuten ließe vorliegen und dadurch schwerer ausfindig zu machen sind. Das subjektive Vertrauen in gesicherte Forschungsergebnisse zu diesem Thema von Alltagsakteur*innen und die scheinbare Evidenz der Sachlage sind jedoch auf jeden Fall bemerkenswert.

Die von mir ausfindig gemachten Veröffentlichungen, die sich konkret mit der Herstellung von materieller häuslicher Ordnung befassen, sind folglich begrenzt an der Zahl. Im Folgenden werden grundlegende Publikationen vorgestellt und im Hauptteil vertieft. Die Philosophin Simone de Beauvoir schreibt 1949 eine Abhandlung über »die Frau« als »das zweite Geschlecht« (vgl. de Beauvoir: 8). Sie befasst sich darin mit der Unterscheidung zwischen zwei Geschlechtern und befasst sich mit den Zuschreibungen und der gleichzeitigen Exklusion von einem Geschlecht (dem weiblichen) aus der Sphäre des anderen (dem männlichen). In dem Kapitel »Ehe« geht es auch um eine mit der Eheschließung einhergehende Verpflichtung von Frauen zur Hausarbeit, der Organisation des Hausrats und den damit erlittenen Zumutungen insbesondere durch Verlust von Freiheit und Selbstbestimmung. Veröffentlichungen dieser Art befassen sich zumeist mit der für diese Untersuchung essentiellen Beobachtung einer – möglichen – überindividuellen Vorbestimmung zur Haushaltsführung von Frauen. Sie thematisieren allerdings meist weniger die Aufgabe des Ordnen als solche, wie es de Beauvoir (zumindest in diesem Kapitel) tut. Als Kontextmaterialien erfüllen sie aber eine wichtige Funktion und werden in Kapitel I herangezogen.

Die Kulturwissenschaftlerin Ina Schmidt befasst sich in ihrer Monographie *Alles in bester Ordnung* vertieft mit der Bedeutung von materieller Ordnung im Haushalt (vgl. Schmidt 2011). Den Wert dieser essayistischen – und autobiographischen – Veröffentlichung sehe ich vor allem in einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Sinn und Unsinn von Ordnung. Es handelt sich allerdings nicht um eine empirische Arbeit mit verallgemeinerbaren Erkenntnissen. Sie erreicht stattdessen eine gewisse philosophische Tiefe mit einem Plädoyer für mehr Unordnung. Dieses sehe ich als – zeitgemäß – im Zusammenhang mit einer spätmodernen Delegitimation von strengen Ordnungsregeln in diesem Bereich und dem ausgewiesenen kulturellen Kapital der Autorin stehend. Sie positioniert sich als (intellek-

tuelle) Hausfrau (nämlich in erster Verantwortung für ›Ordnung im Haus). Als solche setzt sie sich zwar kritisch mit den Zwängen und Belastungen auseinander, die mit der Responsibilisierung einhergehen, aber nicht mit der Rolle, die ihr mit ihrer Geschlechtszugehörigkeit zugewiesen wird. In der vorliegenden Arbeit kann nicht weiterführend an sie angeknüpft werden.

Der Architekt Witold Rybczynski (1991) bietet in seiner Betrachtung von ›Behaglichkeit‹ in der Geschichte von Inneneinrichtungen eine systematische Einordnung auch von Ordnungstätigkeiten. Er bekundet seine Abneigung gegen klare und überwiegend methodische Ordnung – und auch ein Vergnügen daran, Spuren von sich selbst in seiner ihn umgebenden Unordnung zu entdecken. Weiterhin zeigt er in seiner historischen Abhandlung hauptsächlich Interesse dafür, welche Rolle Frauen dabei spielen könnten, ein gewisses Maß an ›behaglicher Unordnung‹ dieser Art zu ermöglichen, indem sie sie bändigen und auch Ordnung wieder herstellen (vgl. Rybczynski). Diese Betrachtungen werden im ersten Kapitel eingehend nach dem hier verfolgten Erkenntnisinteresse analysiert und eingeordnet.

Gemeinsam mit der Organisationsforscherin Barbara Czarniawska hat der Ethnologe und Kulturanthropologe Ovar Löfgren den Sammelband *Managing Overflows* herausgebracht (vgl. Czarniawska/Löfgren 2012). Die beiden leiten das gleichnamige Forschungsprojekt, in welchem die Definition und die Erfahrung von Überfluss in der modernden Gesellschaft untersucht werden. Zur transdisziplinären Erörterung kommen dabei Aspekte von Ethik, Ökonomie, Nachhaltigkeit und gesellschaftlicher Transformation. Es wird allerdings nicht in erster Linie materieller Überfluss behandelt, sondern zum Beispiel auch die (digitale) Informationsflut und der Effekt von Massentourismus und anderen Möglichkeiten, die Überfluss eröffnet. In seinem darin erschienenen Artikel *It's simply too much! Coping with Domestic Overflow* (vgl. Löfgren 2012) befasst Löfgren sich mit häuslichen Routinen, deren automatisierter Verlauf durch Überforderung gestört – und damit aber auch erkennbar – wird. In einem weiteren kurzen Essay, *Mess. On Domestic Overflows* (vgl. Löfgren 2016), lenkt er sein Augenmerk auf die konsumbedingte Zunahme von Dingen im häuslichen Umfeld und die daraus erwachsende verschärfte Herausforderung, Ordnung herzustellen. Nach einer ontologischen Betrachtung des Phänomens, ordnet er es kurz, aber prägnant nach strukturierenden Gesichtspunkten wie Moral, Gender, sozialer Hierarchie und Ästhetik ein. Er schließt damit,

es auch als ökonomisches Feld zu betrachten: Einerseits ist der stimulierte Konsum marktgeneriert und andererseits instrumentalisiert die Industrie die negativen Zuschreibungen zu Unordnung zum Verkauf von ordnungsschaffenden Möbeln und Behältnissen.

Insbesondere werde ich mich aber auf die eingangs erwähnte Monografie *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit* von Jean-Claude Kaufmann (1999) beziehen. Der Autor geht ebenfalls der leitenden Frage nach, was die Menschen antreibt, wenn sie im Haushalt Ordnung schaffen. In seiner ›Theorie der Haushaltstätigkeit‹ beschreibt er das Bedürfnis nach Erstellung von Ordnung im Privatbereich als mächtiges Phänomen. Kaufmann sieht das Individuum in seinen Möglichkeiten, frei zu handeln und zu entscheiden, eingeschränkt und in der Hauptsache objektiven Vorgaben unterworfen. Anschaulich beschreibt er, wie uns die materiellen Dinge zum Beispiel in einen algorithmischen Bewegungsablauf einbinden. Sie geben demnach die Bedingung für ihre Nutzung vor; und auch das Wieder-Einfügen in eine vorgesehene Ordnung unterliegt bestimmten Regeln. Kaufmann nennt dies den ›Tanz mit den Dingen‹, in dem wir uns ohne bewusste Auseinandersetzung mit den notwendigen Tätigkeiten den Anforderungen und Voraussetzungen entsprechend bewegen, wie in einem ›Räderwerk eines heimlichen Mechanismus‹ (vgl. ebd.: 12). Der Autor sieht die Akteur*innen auf diese Weise in einen Alltag eingebunden, dessen Übermacht ihnen viel abverlangt. Dabei spiele insbesondere inkorporiertes Wissen eine herausragende Rolle. Es sei durch Sozialisation, Erziehung und das kulturelle Gedächtnis geformt und ließe sich kaum vom Bewusstsein steuern (vgl. ebd. zum Beispiel: 175ff.). Diese Instanz ermögliche es, wiederkehrende Alltagsaufgaben wie das Aufräumen durch Automatismen zu routinisieren, und somit die Komplexität des Alltags zu reduzieren (vgl. ebd.: 20 und 288).

Kaufmanns Untersuchung basiert auf 27 Interviews mit und zwölf Briefen von Alltagsakteur*innen. Die verborgene Bedeutung des Alltäglichen, schreibt Kaufmann, könne durch die Interpretation der in ihnen vermittelten Geschichten entschlüsselt werden. Bei der Auswertung verfährt er mit einer eher anekdotenhaften Wiedergabe von Aussagen zu den jeweiligen Themenbereichen, die er in den einzelnen Abschnitten behandelt. Er stellt fest, dass seine Gewährsleute (fast) alle mit einer gewissen Leidenschaft die Praktik ausüben, und folgert, die Menschen seien ihr generell mit ›Leib und Seele‹ verschrieben. Diese Redewendung beschreibt dabei keine bewusste Zuwendung, sondern eine subliminale Verhaftetheit

und beinhaltet Kaufmanns Angaben zufolge ein bedeutendes Potenzial im Hinblick auf diese ansonsten oft monotone und repetitive Aufgabe. Er schreibt dazu:

»Mit Leib und Seele an eine Sache herangehen, bedeutet, dort, wo der Elan verloren gegangen ist, mit Hilfe einer inneren Regung und nicht aufgrund einer bewussten Entscheidung oder einer willentlichen Anstrengung zu neuem Antrieb zu finden« (ebd.: 14).

Kaufmann stellt die These auf, dass die Praktik des Aufräumens eine Zitation »uralter Gesten« darstellt. Er bezieht sich damit, wie oben schon erwähnt, auf Leroi-Gourhans Einsicht, die Ordnungstätigkeit sei eine der ursprünglichsten aller kulturellen Praktiken. Der Autor erkennt zwar eine »grenzenlose Vielfalt der Verfahrensweisen und Gewohnheiten« (ebd.: 35f.) an. Wohl verfügen wir auch über ein gewisses Maß an Entscheidungskraft. Diese richte sich allerdings eher darauf zu bestimmen, zum Beispiel wann und in welcher Form wir eine Aufgabe erledigen, als darüber, ob wir sie erledigen. Dabei schlichen sich Variationen und auch schrullige Eigenheiten in die im eigenen Heim ausgeführte Praktik ein. Diese entwickelten die Akteur*innen in ihrer selbstvergessenen Vertiefung und leidenschaftlichen Beschäftigung mit der Tätigkeit. Gelegentliche Blicke von Außenstehenden seien aber ein Instrument sozialer Kontrolle und aktivierten Selbstreflexion und Selbstregulierung, denn sie belebten die Erinnerung an gemeinschaftliche Normen (vgl. ebd. zum Beispiel: 39 und 172).

Eine weitere seiner Thesen ist, dass Hausarbeit als Familienarbeit anzusehen ist. Kaufmann schreibt dazu, wie oben schon erläutert, dass den Haushalt machen auch bedeute, Familie zu konstruieren (ebd.: 68). Er hält Delegieren von Haushaltsaufgaben für nahezu unmöglich. Unterschiedliche Grade der leidenschaftlichen Zugewandtheit erklärt er dabei mit der Relevanz von Familie für die haushaltsführende Person. Familie sei gerade die Sprungfeder, die das Räderwerk in Bewegung setzt (vgl. ebd.: 107ff.). Diese überraschenden Aussagen geben Anlass dazu, sich die Sachlage genauer anzuschauen.

Der – wie hier aufgeführt – nur ephemere manifestierte (und auch nicht ganz überzeugende) wissenschaftliche Diskurs stellte mich für die Suche nach gouvernementalen Wirkstrukturen methodisch vor eine Herausforderung. Um, wie in der vorliegenden Arbeit angestrebt, Normalisierungseffekte identifizieren zu können und »Naturalisierung« und »Essentialisierung« der Praktik des Aufräumens zu unterlaufen, bot sich eine Diskurs-

analyse an. Mit ihr kann entlang den übergeordneten Kategorien ›Sprache‹, ›Praxis‹ und ›Kontext‹ der Frage nachgegangen werden, wie in sozialen Praktiken Sinn produziert wird (vgl. Angermüller u. a. 2014: 21ff.). Wichtig war es also, eine systematische Methode zu konzipieren, um den Spuren des Diskurses zum Ordnen der Dinge einen Resonanzraum aufspannen zu können. Mein Interesse lief daher darauf hinaus, Kontexte zu finden, in denen sich diskursive Niederschläge oder auch auffällige Leerstellen sinnvoll verknüpfen ließen. Die Suchrichtung für diese Kontexte gaben einerseits die wenigen oben genannten Veröffentlichungen vor. Sie wurden andererseits kombiniert mit Fragerichtungen, die aus dem Alltagsdiskurs stammen. Um also trotz der nur rudimentären Behandlung des Themenbereiches in der Fachliteratur ein breites Spektrum des Diskurses analysieren zu können, wurden Interviews mit Alltagsakteur*innen und Expert*innen aus der beruflichen Alltagspraxis zur Erkundung des Feldes geführt. Mit diesen Interviews werden reflektierte Einblicke in die täglichen, immer wiederkehrenden Konfrontationen mit dem Aufräumen im Wohnraum aus dem Alltagsdiskurs ermöglicht.

Interviews: Vorstudie zur Generierung von Fragen und Material

Die Rekrutierung der Alltagsakteur*innen für Interviews erfolgte über drei Kontaktpunkte und setzte sich mit daraus hervorgehenden Vermittlungen weiterer Gesprächspartner*innen nach einem ›Schneeballsystem‹ fort. Adressat*innen waren ausschließlich Personen, die hauptverantwortlich für die Herstellung von Ordnung in ihrem Haushalt sind. Es handelt sich um zehn Personen, darunter acht Frauen und zwei Männer. Sieben dieser Personen sorgen für Kinder (davon drei alleinerziehend), während die anderen drei alleine (ohne Kinder und ohne Partner*in) in ihrer Wohnung leben.

Ich ging davon aus, dass Kinder im Haushalt das Halten von Ordnung vor eine Herausforderung stellen. Die Annahme war, dass man sich unter Umständen wie der daraus resultierenden erhöhten Reibung mit der vorausgesetzten ›Normalität‹ der Tätigkeit vertieft auseinandersetzt und mögliche Zwänge im Bewusstsein der Akteur*innen klarer zutage treten. Dem nachfolgend habe ich die erste Gruppe relativ gezielt adressiert. Die erste Interviewpartnerin dieser Gruppe (Elternteile aus kinderreichen Fa-

milien) wurde mir über eine Kontaktperson aus meinem Bekanntenkreis vermittelt: Susanne T.¹ wohnt mit ihren sieben Kindern und ihrem Partner in einem Haus mit Garten in einer kleineren Stadt im Ammerland. Sie ist Soziologin, aber nicht berufstätig. Sie ist hauptverantwortlich für das Halten und Herstellen von Ordnung und bedauert es, dass ihr Partner ihr dabei nicht zur Hand geht – ein Gefühl, das sich vor allem mit den Geburten der jüngeren Kinder verstärkt hat. Susanne T. hat mir noch zwei weitere Interviews mit sehr kinderreichen Müttern vermittelt. Antonia M. lebt in einer Doppelhaushälfte mit ihrem Partner und fünf Kindern. Ihr Partner ist vollzeitberufstätig; sie arbeitet in Teilzeit als Ärztin. In dem Interview beschreibt sie die tägliche Herausforderung, der immer wieder entstehenden Unordnung im häuslichen Bereich Ordnung entgegenzusetzen. Die Homöopathin Michaela B. lebt mit sechs Kindern ebenfalls in einem herkömmlichen Familienmodell. Ihr Partner ist haupterwerbstätig, während sie gerade ihre homöopathische Praxis aufbaut. Sie ist hauptverantwortlich für die Ordnung in ihrem Einfamilienhaus. Von ihrem Partner verlangt sie nicht, dass er Ordnungsaufgaben übernimmt. Stattdessen zieht sie es vor, dass er etwas mit den gemeinsamen Kindern unternimmt. Die Befragung dieser Frauen war tatsächlich gut dazu geeignet, Besonderheiten und kennzeichnende Muster der Praktik zu identifizieren (zum Beispiel die geschlechtlich differenzierte Responsibilisierung für Ordnungstätigkeiten, das einsetzende Hinterfragen der Notwendigkeit von Ordnung in dauerhaften Stresssituationen, Schwierigkeiten bei der systematischen Erziehung der Kinder zu Ordnung). Alle drei Interviewpartnerinnen zeigten sich reflektiert und haben eloquent und gründlich die Fragen beantwortet. Ein Bewusstsein dafür, Adressatin von gesellschaftlichen Mechanismen geworden zu sein, hatte jedoch keine von ihnen.

Da es mein Bestreben war, eine gewisse Breite des Phänomens zu erfassen, habe ich die Rekrutierung der Interviewpartner*innen ausgeweitet. Eines meiner Interessen war auch die Naturalisierung einer Responsibilisierung nach Geschlecht. In den kinderreichen Familien waren jeweils fraglos die weiblichen Elternteile verantwortlich für die Ordnungsaufgaben. Daher suchte ich auch nach männlichen Interviewpartnern, die hauptverantwortlich für Ordnung in ihrem Haushalt sind. Zur Beantwortung der Forschungsfrage suchte ich außerdem Hinweise auf den besonderen Antrieb und die Motivation von sehr ordentlichen Personen.

1 Die Namen interviewten Alltagsakteur*innen und Mitarbeiter*innen der Sozialen Dienste sind geändert.

Im Kontrast dazu interessierten mich außerdem Berichte von einem möglichen gesellschaftlichen Druck auf unordentliche Personen. Es bot sich an, hier ein schon älteres Interview mit einer alleinerziehenden, arbeitslosen Mutter, die sich zur Zeit des Interviews in einem Trainingsprogramm befindet, zu verwenden. Die gelernte Buchhändlerin Annette T. ist alleinerziehende Mutter eines sechsjährigen Sohnes. Sie lebt in einer Zwei-Zimmer-Wohnung mit ihrem Sohn und beschreibt ihren Lebensstil als unordentlich.

Von ihr ließ ich mir Kontakt zu einem alleinerziehenden Vater vermitteln. Saeed G. ist Vater einer neunjährigen Tochter und beschreibt sich – anders als Annette T. – als sehr ordentlich. Es ist ihm wichtig, dass immer alles nach Gebrauch an seinen Platz zurückfindet. Die Einhaltung dieses Prinzips hat er inkorporiert und er hält auch seine Tochter – mit Erfolg – dazu an, diese Strategie für sich anzunehmen. Von hier aus ergab sich ein weiterer Kontakt zu einem Vater einer Tochter (in einer heterosexuellen Beziehung). Als Student mit einer voll berufstätigen Partnerin übernimmt Lukas W. in ihrem gemeinsamen Haushalt mit einer fünfjährigen Tochter die Hauptverantwortung für die anfallenden Ordnungsaufgaben. Auf einer Skala mit Werten von »eins« (als sehr unordentlich) bis »zehn« (als sehr ordentlich) ordnet er sich mit »sieben« ein. Durch ihn kamen auch Kontakte zu einer alleinerziehenden Mutter von zwei Kindern und zwei allein-stehenden Frauen zustande.

Ulli S. sieht sich nicht als sehr ordentlich. Sie war in einer gerade zu Ende gegangenen Partnerschaft und als nicht berufstätige Mutter hauptverantwortlich für die Ordnung im gemeinsamen Einfamilienhaus. Obwohl sie sich im Interview ohne Rückhalt sehr offen als inhärent unordentlich beschreibt, zeigt sie sich sehr empfindlich gegen (imaginierte) Kritik von Nachbarn und unangemeldetem Besuch. Josie S. hingegen interessiert sich sehr für Ordnung und Organisation. Um ihre Ordnungstätigkeit zu optimieren, hat sie einen Haushaltsführungskurs belegt. Alle Abläufe beim Aufräumen sind durchdacht und systematisch angelegt. Ihre Ordnungsroutine in ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung beschreibt sie als Reinigungsritual, welches sie mit einer Dusche abschließt und nach welchem sie sich auch innerlich gereinigt und generell beschwingt fühlt. Nina G. lebt alleine in einer Zweizimmerwohnung in einem Mehrfamilienhaus. Sie beschreibt ihre eigene Transformation von einer eher unordentlichen Haushaltsführerin zu einer eher ordentlichen.

Das genutzte »Schneeballsystem« ermöglichte eine Willkürlichkeit bei der Auswahl. Allerdings teilen diese Personen alle ein ähnliches Alter (zwischen 40 und Mitte 50) und ihr mittleres bis hohes Bildungsniveau. Alle verfügen über ein ausgezeichnetes Ausdrucksvermögen und ausgezeichnete Reflexivität. Vier residieren in Häusern, fünf wohnen in Wohnungen. Soziokulturell sind die Interviewpartner*innen in den Milieus prekärer bis mittlerer sozialer Hierarchien positioniert.

Den letzten Kontakt habe ich durch eine Anfrage an eine Messie-selbsthilfegruppe herstellen können. Dort habe ich mich schriftlich mit meinem Thema vorgestellt und potenzielle Interviewpartner*innen gebeten, mich bei Interesse zu kontaktieren. Die einzige Rückmeldung erfolgte durch Gerda G. Ihre Aussagen macht sie interessiert und weiterführend, aber auch immer etwas zurückhaltend. Gerda G. war in ihrem erwerbstätigen Leben als technische Zeichnerin tätig. Sie hat eine Tochter und lebt von ihrem Mann getrennt. Sie wohnt in einem Dorf in einem Einfamilienhaus und besucht eine Messie-Selbsthilfegruppe in Oldenburg. Sie äußert sich in diesem Interview zu ihrer Lebensweise als Messie. Sie hat ein – auch durch die Medien geprägtes – Bewusstsein davon, dass Messies in der Gesellschaft nicht hoch angesehen sind.

Es handelt sich somit um eine recht heterogene Auswahl von Personen, die aber auch Gemeinsamkeiten und Anknüpfungspunkte verbinden. Das bedeutet, dass in der aus den Interviews generierten Vorstudie nicht nur Anstöße aus dem Blickfeld einer spezifisch umrissenen Akteur*innengruppe gegeben werden sollten. Ein differenzierter Leitfaden stellt sicher, dass die Interviews gut vergleichbar sind, ohne die eigene Schwerpunktsetzung der Interviewpartner*innen zu beschneiden. Die erhaltenen Aussagen werden aber nicht quantifiziert. Denn das Ziel war nicht, verallgemeinerbare Aussagen zur Praktik dieser spezifischen Gruppe zu erfassen. Was für die Fragengenerierung aus diesen Interviews vielmehr im Vordergrund stand, war, ob die kontinuierlichen Merkmale der Aufräum-Praktik einheitlich erfahren werden.

Anzumerken ist die Auslassung von Interviews mit queeren Alltagsakteur*innen. Folglich wird hier ausschließlich mit einer Bandbreite von Akteur*innen umgegangen, die der Gewichtung der geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung einer Hetero-Normalität in diesem Aufgabenbereich entspricht: 80 Prozent »weiblich« zu 20 Prozent »männlich« (siehe Perspektive I). Diese Gewichtung rückt die ungleiche Responsibilisierung nach Geschlecht in das Zentrum des Interesses. Dies ist der Grund dafür,

dass traditionelle Muster und der hegemoniale Diskurs, nicht aber veränderte Realitäten von Lebensentwürfen, hier nachgezeichnet werden.

Außerdem wurden Expert*inneninterviews mit Mitarbeiter*innen der Sozialen Arbeit geführt. Das Interview mit Henning Gudat von den Sozialen Diensten konnte über eine telefonische Anfrage in die Wege geleitet werden. Im Anschluss an sein Interview hat er mir den Hinweis auf die Freie Familienhilfe Oldenburg gegeben. Auch das daraus hervorgehende Interview mit Gerald Christensen wurde in einem Telefonat mit der Institution vereinbart. Der Kontakt zur Sozialpädagogin Sandra Deneke wurde über Anfrage an ein Kinder- und Jugendheim außerhalb Oldenburgs hergestellt. Alle drei gewinnen durch ihre berufliche Praxis Einblicke in die privaten Lebensumstände und in die sonst verborgenen Wohnverhältnisse ihrer Klient*innen. Ihre professionelle Haltung zu und ihre Interpretation von Ordnung im Haushalt ist an dieser Stelle von besonderem Interesse.

Perspektiven und Vorgehen

Alle Interviews wurden in einem ersten Schritt einer Grobanalyse unterzogen. Diese zeigte, dass das Ordnen von Dingen im Alltag bei den interviewten Personen sowohl praktisch als auch konzeptionell einen großen Stellenwert einnimmt. Auch die Expert*innen der Sozialen Arbeit nutzen den Faktor »Ordnung« in großem Maße, um ihre Klient*innen einzuordnen. Es wurde bei allen deutlich, dass die alltägliche Wiederherstellung von Ordnung als so »normal« empfunden wird, dass mögliche Regulationsmomente – die hier im Mittelpunkt des Interesses stehen – nicht reflektiert werden. So hätten die Alltagsakteur*innen keine konkreten Antworten auf die leitende Forschungsfrage nach den Mechanismen zur Einforderung der Praktik des Ordnen geben können. Die Aussagen geben aber ausgezeichneten Aufschluss über die Besonderheiten der Praktik. So wurden die bestimmenden Themenaspekte und die Generierung von Fragen für die Perspektiven in das Feld hinein ermöglicht. Denn es zeigen sich auch Unstimmigkeiten im Vergleich mit den von Kaufmann erarbeiteten Ergebnissen.

In den fünf Perspektiven sollen mit jeweils einer eigenen Fragestellung und einer eigenen Methode die diskursiven Fragmente zum Ordnen der Dinge systematisch kontextualisiert werden. So werden Voraussetzungen,

die die Praktik des ›Ordners der Dinge‹ bedingen, erkundet. Schon bei der Geschlechterratio meiner Interviewpartner*innen war deutlich geworden, dass ›Geschlecht‹ eine herausragende Rolle spielt. In der Grobanalyse bestätigte sich, dass die Hauptverantwortlichkeit für diese Aufgabe von einer geschlechtsspezifischen Unterteilung der Akteur*innen gekennzeichnet ist. So ist es erstaunlich, dass Kaufmann in seiner Untersuchung – trotz einer Überzahl von weiblichen Interviewpartnerinnen und Briefeschreiberinnen² auch bei ihm – Geschlecht nicht thematisiert. Er geht davon aus, dass Responsibilisierung für das ›Ordnen der Dinge‹ auf die Inkorporierung überlieferter ›Gesten‹ zurückgeht.

Auch das soziale Milieu spielt bei Kaufmann keine Rolle. Er streift dieses Thema, ordnet es aber nicht bedeutungsvoll ein (vgl. Kaufmann: 40). In der vorbereitenden Grobanalyse der Interviews wurde deutlich, dass die Akteur*innen sich zum Teil damit befassen, ob sie gewisse Aufgaben delegieren können. Eine Hypothese der vorliegenden Arbeit ist, dass eine Neigung zum Delegieren nicht nur, wie Kaufmann folgert, mit einer emotionalen Distanz zur eigenen Familie zu tun hat. Stattdessen nehme ich an, dass der Tendenz zum Delegieren die Verfügbarkeit von ökonomischem Kapital vorausgeht. Denn eine solche Option besteht nur, wenn auch die finanziellen Mittel zur Verfügung stehen, und scheint weniger eine Sache davon zu sein, wie sehr die Person selber mit den Aufgaben be- bzw. auch überlastet ist. Dies wird in *Perspektive I: Ordnungspraktik im sozialen Feld* genauer betrachtet. Eine Literaturanalyse ermöglicht dabei eine differenzierte Darstellung der Produktion von Geschlechter- und Milieudifferenz in der Praktik des Aufräumens. Die Untersuchung beginnt in der Neuzeit; an dem Punkt, an dem eine konzeptionelle Dichotomie zwischen ›privat‹ und ›öffentlich‹ prägnant wurde. Dabei werden die Rolle, die die jeweilige Positionierung im sozialen Feld spielt, und die Naturalisierung von geschlechtlicher und sozialer Differenz in der Praktik herausgearbeitet. Von Interesse ist hier insbesondere auch, wie Responsibilisierung in der Praktik des Aufräumens sich manifestiert. Die dafür herangezogene Literatur besteht in erster Linie aus soziologischen Studien und kritischen Auseinandersetzungen mit der Strukturierung der Gesellschaft nach Geschlecht und sozialer Hierarchie von Akteur*innen in diesem Bereich. Interessant ist dabei, dass es nur wenig Literatur gibt, die sich explizit auf materielle

2 Sieben seiner 28 Interviewpartner*innen sind männlich – also ein Viertel. Er hat 38 Briefe zum Thema ›Bügeln‹ erhalten (zwölf davon hat er verwertet). Sie sind alle von Frauen geschrieben worden (vgl. Kaufmann: 296).

Unordnung und das Ordnen der Dinge im Haushalt bezieht. Dies steht in einem bemerkenswerten Kontrast zu einer ›Unsichtbarkeit‹ von Hausarbeit, die in dieser Perspektive thematisiert wird. Die leitende Frage dieser Perspektive ist daher, ›wer‹ mit dem ›Ordnen der Dinge‹ responsabilisiert wird.

Um dieser Frage nachgehen zu können, werden in dieser Perspektive auch Studien zu Haushaltsführung und feministische soziologische Studien zur geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung im Haushalt herangezogen. Denn mit der Untersuchung des Phänomens aus dem Blickwinkel der Feldtheorie lässt sich sicherstellen, dass vermehrt auf die Akteur*innen geachtet wird und sowohl ihre gesellschaftliche Teilhabe als auch ihre habituellen Vorprägungen betrachtet werden.

Die Alltagsakteur*innen und Expert*innen geben in den Interviews auch aufschlussreiche Einblicke in die ›Black Box‹ des Privaten. Diese Einblicke werden in *Perspektive II: Erziehung zu Ordnung in Familien und Institutionen* ins Spiel gebracht. Die Möglichkeit, in den eigenen vier Wänden auch eine gewisse Unordnung zu pflegen, wird von Kaufmann überhaupt nicht thematisiert. Der Punkt, an dem seine Aussagen mit denen meiner Interviewpartner*innen allerdings übereinstimmen, ist, dass die ›Erziehung zu Ordnung‹ Aushandlungsprozesse um gültige Ordnungsstandards darstellt. Selbst diejenigen, die alleine leben, erwähnen ihre eigene oder eine imaginierte Erziehung zu Ordnung, um auf ihre spezifische Konditioniertheit in Bezug auf die Praktik zu verweisen. In Perspektive II geht es auch um das öffentliche Interesse an häuslicher Ordnung als Zeichen der Affirmation. Gefragt wird danach, wie in der Familie Ordnungstätigkeiten weitergegeben werden und wie Abweichungen im Interesse von Normalisierungsbestrebungen auch institutionell reguliert werden (und somit eine Selbstregulierung der Hauptverantwortlichen angeregt wird). Weiterführend wird gefragt, welche Rolle die Institutionen in der Vereinheitlichung der Praktik in der Moderne spielen. Hier waren die Interviews mit den Expert*innen besonders maßgebend.

Auffällig war in den Interviews weiterhin die kritische und diverse Auseinandersetzung mit ›Hygiene‹ als normativer Markierung einer Grenze zwischen Ordnung und Unordnung in Form von Gefahr. Die Ordnungshandlungen meiner Interviewpartnerin Josie S. sind stark vom Streben nach Sauberkeit geprägt. Im Laufe des Interviews zeigt sich jedoch, dass Ordnung und Sauberkeit auch in der ›Privatheit‹ der Wohnung nicht allein eine persönliche oder private Angelegenheit sind. Sie empfindet einen

großen Ekel vor Schmutz (vgl. Interview Josie S.: 1). Hier wird deutlich, dass Josie S. eine »Angst vor Ansteckung« motiviert. Diese ist in der Erfahrung ihrer Wirklichkeit begründet, deren empirische Grundlage durch ein gesellschaftlich ermitteltes »Wissen« bestimmt wird. Josie S. leitet von ihrer Ausführung zu häuslicher Reinlichkeit zu ansteckenden Krankheiten über, die per Körperkontakt übertragen werden können, und vollzieht somit einen Sprung von der individuellen Ordnung zu interpersonellen Auswirkungen. Susanne T. sah sich wegen der Unordnung in ihrem Haushalt massiver Kritik ihrer Schwiegermutter ausgesetzt. Die Kritik kumulierte sich in dem Wort »unhygienisch« (vgl. Interview Susanne T.: 12). Die Schwiegermutter währte die Gesundheit ihrer Enkelkinder gefährdet. Susanne T. äußert sich defensiv, aber auch mit Bezug auf Erkenntnisse, denen zufolge zu viel Hygiene zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen führen kann. Andere Interviewpartner*innen erwähnen »Hygiene« als essentielle Gesundheitsvorsorge. (Dies wird allerdings, wie unten noch genauer dargelegt werden wird, auch widersprüchlich verhandelt.)

Ebenso haben alle drei Sozialarbeiter*innen, die intensiv mit Unordnungssituationen zu tun haben, »Hygiene« als Maßstab für Sicherheit herangezogen (Interview Christensen: 5, 6 und 12; Interview Deneke: 3; Interview Gudat: 6 und 8). Sie bezeichnen mit »Mangel an Hygiene« eine Schwelle, an der sich eine »Gefahr« für die Gesundheit manifestiert. »Hygiene« wird als Grundvoraussetzung für ein gesundes und geordnetes Leben gesehen. Gudat sagt, »bei »Un-Hygiene« besteht natürlich eine Gesundheitsgefährdung« (Interview Gudat: 5). In seinen folgenden Aussagen kommen viele verschiedene inhaltliche Belegungen von »Hygiene« zur Sprache: »Hygienische Reinheit« vs. Krankheit, Verletzungsgefahr, Vernachlässigung und soziale Ausgrenzung. Also werden auf der einen Seite mit diesem Konzept die Gefahren, die in der Unordnung den Menschen drohen, bezeichnet. In den assoziativen Bereich der »Hygiene« gehört also auch die Beseitigung drohender Gefahr. Auf der anderen Seite wird hier schon deutlich, dass Unordnung eine gesellschaftliche Auswirkung hat.

Auch Christensen und Gudat erwähnen Fälle, in denen ein Zuviel an »Hygiene« lebensfeindlich wirkt: Wenn Eltern übermäßig viel Wert auf Sauberkeit legten, korrelierte dies zum Beispiel typischerweise mit einer Vermeidung von kindgerechter Geselligkeit und Entwicklung eigener Ausdrucksfähigkeit (vgl. Interview Christensen: 6; Interview Gudat: 8). Dies kann zwar nicht an Fallbeispielen ausgeführt werden, stellt aber die andere Grenze des »Normalen« dar. Gudat sagt, die Frage sei, »welchen Stellenwert

nimmt Ordnung in dieser Familie ein? [...] Ist das auch schon pathologisch? Oder ist es noch gesund?» (Interview Gudat: 8; vgl. dazu auch Interview Christensen: 6).

»Hygiene« als normatives Konzept spielt bei Kaufmann keine Rolle. Er erwähnt sie allerdings mit Bezug auf die Anthropologin Mary Douglas als Instrument der Vereinheitlichung von Erfahrung (vgl. Kaufmann: 23; mit Bezug auf Douglas, vgl. Douglas 1985 [1966], siehe auch unten). Um der Besonderheit des Hygiene-Begriffs nachgehen zu können, wird er daher in *Perspektive III: »Hygiene« und Ordnungspraktik* genealogisch auf die Konstituierung seiner Bedeutung in der Moderne hin analysiert. So wird die Karriere des Konzepts als kontingentes Disziplinarinstrument nachverfolgt. Die begriffsarchäologisch analysierte Literatur für diese Perspektive behandelt hauptsächlich die Medizin- und Gesundheitsgeschichte – es handelt sich um kulturgeschichtliche Untersuchungen und darüber hinaus auch um Hygienehandbücher. Die leitende Frage dieser Perspektive ist: Woher erhält der Begriff »Hygiene« seine Wirkkraft? Insbesondere werden die Wandelbarkeit des Konzepts und seine Rolle als wissenschaftliches Referenzwissen im Kontext von »persönlicher und auch gemeinschaftlicher Sicherheit« untersucht.

Die differenzierte Betrachtung von »Hygiene« zeigt, dass es bei genauerem Hinsehen eine Vielzahl von Perspektiven auf »Schmutz« und Unordnung geben kann, die jeweils unterschiedliche Einblicke geben. Doch auffällig ist die Auseinandersetzung mit einer sehr konkret vertretenen Alltagswahrheit, dass der Unordnung schlechte Eigenschaften inhärent sind oder negative Wirkungen von ihr ausgehen. Alle Interviewpartner*innen empfinden Ordnung als normativen Wert, an dem man gemessen werden kann. Die nächste Perspektive beleuchtet diese Thematik auf einer anderen Ebene und aus einem anderen Blickwinkel. *Perspektive IV: Empirische Forschungen zu Unordnung* befasst sich mit Forschungen zu Unordnung und Ordnung als empirisch messbaren Zuständen. Untersucht wird hierbei in einer Literaturanalyse, inwiefern wissenschaftliche Veröffentlichungen gesicherte Belege für diese Aussage liefern oder liefern können. Auch hier spielt die Frage nach »Sicherheit« eine Rolle. In dieser Perspektive wird danach gefragt, wie Wissen über das »Unordnungsphänomen« im Normalisierungsbestreben um den Diskurs »Unordnung« produziert wird. Gegenstand der Analysen sind Veröffentlichungen aus den Disziplinen Psychologie und Soziologie. Wegen der begrenzten Anzahl von Untersuchungen, die sich mit der Wirkung materieller Unordnung im Haushalt

befassen, wurden auch Veröffentlichungen zu Unordnung im Stadtbild herangezogen. In diesem Kontext ist das Phänomen sichtbar und wird intensiver diskutiert. Die ihm zugemessene Bedeutung bleibt aber relativ unverändert. Eine Besonderheit, die auch hier wieder zutage tritt, ist die weit verbreitete Annahme, dass es eine wissenschaftliche Aufbereitung dieses Themas – und den entsprechenden empirischen Beweis einer Schädlichkeit von Unordnung – gibt. In dieser Perspektive wird auch das Verhältnis zwischen dem Alltagsdiskurs und wissenschaftlichen Analysen zu diesem Thema behandelt.

Anschließend an diese Auseinandersetzung mit einer empirischen Erfahrbarkeit von Unordnung werden in *Perspektive V: Selbst-Bildung in der Ordnungspraktik* – Ratgeberanalyse die Satisfaktionseffekte der Praxis thematisiert. Dazu werden Aufräumratgeber als Anleitungen zur Selbstbildung analysiert. Ein erfolgreiches Meistern der Anforderungen birgt, so wird bei Kaufmann ebenso angemerkt wie in den Aussagen meiner Interviewpartner*innen, ein Satisfaktionspotenzial. Insbesondere diejenigen, die das »Ordnen der Dinge« inkorporiert haben, berichten von einer positiven Empfindung über das Resultat des Aufräumens. Saeed G. empfindet in der Ordnungspflege eine moralische Stärkung seines Selbst. Josie S. zelebriert ein Reinigungsritual, das sie für Begegnungen außerhalb des Hauses stärkt. Nina G. entdeckt sich beim Lächeln über die Ordnung in ihrer Wohnung. Antonia M. gibt im Gespräch an, dass sie es im Urlaub genießt, wenn ihr Wohnraum zu Hause aufgeräumt ist. Sandra Deneke beobachtet, dass den Heimbewohner*innen Strukturen und Ordnung »gut tun«. Kaufmann ordnet das Satisfaktionspotenzial einerseits als Resultat des »Tanzes mit den Dingen« ein. Andererseits sieht er die Tätigkeit durch seinen Bezug auf die »Konstruktion von Familie« als mit Sinn erfüllt an. Er schreibt:

»Die Freude rührt oft schon von der Geste selbst her, wenn sie sich in einen Rhythmus einfügt und man die direkte Berührung des Gegenstands spürt. Hinzu kommt der Stolz über das vollbrachte Werk, den Sieg über das Chaos. [...] Doch meistens hat auch die Familie viel mit diesem Stolz und der empfundenen Freude zu tun (schöne Bilder von zufriedenen Ehemännern und Träume von lachenden Kindern)« (Kaufmann: 66).

In Perspektive V werden beide grundsätzlichen Gedanken – die Freude an der ritualisierten Arbeit und die Befriedigung in der Familienarbeit – nachverfolgt. Dabei werden das Erlernen der Praktik und das Einfügen in die regelmäßigen Bewegungsabläufe betrachtet. Perspektive V beinhaltet eine qualitative Inhaltsanalyse von neun aktuellen Aufräumratgebern. Ver-

öffentlichungen dieses Genres versprechen eine alltagstaugliche und praxisnahe Einführung in die Aneignung der Praktik, in denen auch der Aspekt von Familienarbeit eine Rolle spielt. Die Anleitungen werden als konkrete Anleitungen zur Selbst-Bildung in der Praktik des Aufräumens verstanden. Zwei der Interviewpartner*innen beziehen sich direkt auf die Veröffentlichung der professionellen Reinigungskraft Linda Thomas, auf die in Perspektive V näher eingegangen wird, als Inspiration. Sie verweisen damit auf eine Sinnsuche und eine Möglichkeit, reflektiert die Produktion von Satisfaktion zu erfahren. Es wird gefragt, wie die Ratgeber diese Selbst-Bildungsprozesse zu initiieren versuchen und wie der Vorgang mit der Frage nach der Regulation der Praktik eingeordnet werden kann.

Die einzelnen Perspektiven folgen jeweils einer eigenen Fragerichtung und bringen anforderungsspezifisches methodisches Werkzeug zur Anwendung, um das Schaffen der Rahmenbedingungen der Praktik und ihrer Regulation darstellen zu können. Dies ist auch im Sinne des Kulturwissenschaftlers Lutz Musner. Er plädiert dafür, sich in der Kulturwissenschaft nicht einer Kombination von Erkenntniswerkzeugen zu verschließen, sondern sie bewusst zusammenzubringen, um der Komplexität des untersuchten Gegenstands Rechnung zu tragen. Man solle zum Beispiel »einen Gegenstand nicht nur als Objekt von Kulturtechniken, Aufschreibesystemen und Wissenschaftsdisziplinen betrachten, sondern auch seine Funktion im ökonomischen Feld und als Instrument sozialer Distinktion und politischer Herrschaften analysieren« (Musner 2009: 102).

So soll ihm zufolge eine Regulationsanalyse nicht die Feldtheorie aus den Augen verlieren und weiterhin auch die »Asymmetrien (re-)produzierende Konstruktion von Klassen, Geschlechtern, Ethnizität etc. aufschlüsseln« (ebd.). Dieser Strategie wird in dieser Arbeit Folge geleistet, wenn in den Perspektiven feld- und auch diskursanalytisch in Hinsicht auf gouvernementale Verwaltung und Wirksamkeit entschlüsselt wird. Zur Interpretation des generierten Materials werden in den jeweiligen Kapiteln die theoretischen Werkzeuge zur Analyse herangezogen, mit denen die diversen Prozesse und Mechanismen, die hier im Zentrum der Untersuchung stehen, auf jeweils geeignete Weise erfasst und damit auch geordnet und formuliert werden können.

Die Verengung der Betrachtung eines Alltagsphänomens auf kumulierte Perspektiven bedeutet eine Anerkennung der prinzipiellen Unmöglichkeit, einem Alltagsphänomen im Versuch seiner vollkommenen Erfassung gerecht werden zu können. Trotzdem ist es sicherlich ungewöhnlich,

die in Frage stehende Praktik hier, ausgehend von den Interviews, in einer so breit angelegten Analyse zu kontextualisieren. Die Materialkorpora werden aus verschiedenen Disziplinen und auch aus alltagsdiskursiven Medien und Interviews generiert. Zum großen Teil dienen auch die wissenschaftlichen Veröffentlichungen als Primärquellen. In »suchender und fragender Lektüre« (Wrana 2014: 638) werden aus ihnen elementare Muster ermittelt, die konstitutiv für das Verständnis von Normalisierung von »Ordnung« im Wohnraum in der fachwissenschaftlichen Literatur sind. Das erhobene Material wird mit den theoretischen Analysewerkzeugen systematisiert und ausgewertet. In Perspektive II, III und V werden auch die Aussagen der Interviews mit den Alltagsakteur*innen dazu herangezogen, Positionen der Literaturanalyse auf Alltagstauglichkeit und -plausibilität hin zu überprüfen. In diesen Fällen wurden sie durch eine qualitative Inhaltsanalyse rückbefragt. Die Fragekategorien werden aus der Systematisierungs- und Analysestruktur des jeweiligen Kapitels übernommen.

Die Analyse dringt mit Hilfe der multimethodischen und multimodalen Analyse tief in die Feinheiten des Gegenstands und seiner Bedingungen ein. Doch sie fördert auch uneindeutige Sachverhalte zu Tage. An manchen Punkten zeigen sich die ambivalenten Ergebnisse zu einem Sachverhalt als miteinander unvereinbar. An diesen Brüchen reiben sich die subjektiven Erkenntnisse aus dem Alltagsdiskurs mit den an objektiven Erkenntnissen orientierten wissenschaftlichen Analyseergebnissen. Diese Reibung wird produktiv genutzt. Einerseits, um die »evidenten« Sachverhalte zu hinterfragen, aber andererseits auch, um die Äußerungen der Alltagsakteur*innen zu ihren lebensweltlichen Erfahrungen nicht zu delegitimieren. Im Ausblick wird aber auch die weiterführende Bedeutung dieses Bruchs im Diskurs zwischen Objektivität und Subjektivität für die Normalisierung von Ordnung diskutiert. Schließlich werden im Fazit die Ergebnisse der Perspektiven zur theoretischen Evaluation zusammengebracht. Hier wird die übergreifende Frage nach den Bedingungen von Ordnung und des Ordners der Dinge diskutiert.

Definitionen und theoretische Grundlagen

Im Folgenden werden die wichtigen Grundlagen und Begriffe, die in dieser Arbeit verwendet werden, diskutiert und eingeordnet.

»Gouvernementalität

»Gesellschaft« bezeichnet in dieser Arbeit nicht eine fest umrissene Entität. Das Konzept kann sinnvoll verwendet werden, um eine (un-)bestimmte Menge von Individuen zu beschreiben, zwischen denen Kommunikationsmöglichkeiten bestehen. Das bedeutet, sie teilen sich Wissen, das im diskursiven Sinne das Repertoire des Sagbaren und Machbaren bezeichnet. Sie bedingen sich gegenseitig in ihrer konstitutiven Ausprägung und ihrem Tun; denn ständige Interaktion bestimmt das, was »Gesellschaft« ausmacht. Was sie zusammenhält und strukturiert, so der Soziologe Uwe Schimank, ist ein »konturiertes, integrales Ordnungsmuster« (Schimank 2013: 15).

Der französische Soziologe und Philosoph Bruno Latour kritisiert diese Annahme (vgl. Latour 2007: 148). Er fordert, bei Analysen von sozialen Phänomenen den Versuch der Darstellung eines großen Ganzen, das Gesetzmäßigkeiten unterliegt, zu vermeiden. Ihm zufolge sollten jeweils spezifische Konstellationen und konkrete Netzwerke von Akteur*innen in ihren Settings (also auch unter Berücksichtigung der Effekte von Dingen) dicht beschrieben und analysiert werden. Dies sollte keine Suche nach Regelmäßigkeiten beinhalten, die über den Beobachtungsraum hinausgehen. Stattdessen sollten die Analysen im Sinne Latours den Blick für die Besonderheiten der jeweiligen Situation und die Feinheiten der Interaktion der Akteur*innen und Aktanten schärfen. Die Möglichkeit, die sich aus diesem kontrastierenden Schwerpunkt im Erkenntnisinteresse ergibt, wird im Schlussteil anhand der Ergebnisse der hier vorliegenden Untersuchung diskutiert.

In der folgenden Untersuchung wird jedoch weiterhin in erster Linie das Augenmerk darauf gerichtet werden, wie Phänomene »sozial organisiert« sein können. Der Politologe Andreas Anter schreibt dazu: »Die Frage, ob Ordnung stets institutionell geschaffen und aufrechterhalten werden muß oder ob sie sich vielmehr von selbst bildet, bewegt von Anfang an das moderne Ordnungsdenken« (Anter 2007 [2004]: 44). Er zeigt in seiner Monographie *Die Macht der Ordnung*, dass es eine große Bandbreite an theoretischen Auseinandersetzungen mit dieser Frage und eine ebenso große Vielzahl an Antworten auf sie gibt. Zur Beantwortung der übergeordneten Frage nach Wirkmechanismen sollen gouvernementale, also nicht zentral geleitete und absichtsvoll gerichtete, Machtstrukturen analysiert werden. Konkrete Eingriffe von Institutionen und gesetzliche Richtlinien spielen dabei zwar auch eine Rolle, doch von Interesse sind sie nur als ein Teil eines gesamten gesellschaftlichen Systems der Selbstorganisation.

Der Soziologe Max Weber charakterisiert Anfang des 20. Jahrhunderts »Macht« als Möglichkeit der direkten Einflussnahme und autoritären Durchsetzung eigener Anliegen und Interessen (vgl. zum Beispiel Weber 1972 [1922]: 28). Auch Peter Imbusch, ebenfalls Soziologe, bezeichnet sie im gesellschaftlichen Kontext als eine Form, soziale Beziehungen innerhalb gegenseitiger Abhängigkeiten »nach eigenen Ideen und Interessen ausrichten zu können« (Imbusch 2012: 171). In der Spätmoderne konzentriert sich die soziologische Forschung aber vornehmlich auf die Untersuchung der Hervorbringung überindividueller Machtstrukturen und auf die Funktionalität von Herrschaft in modernen Gesellschaften. Latour schreibt, »Macht« und »Gesellschaft« seien »Endresultate eines Prozesses und nicht ein Reservoir, Kapital oder Vermögen, das automatisch eine Erklärung bereitstellt« (Latour 2007: 110). Dabei ist gerade die Regulation des Sag- und Machbaren die essentielle Form der Herrschaft in der Moderne (vgl. Foucault 1974). Der Soziologe Albert Scherr schreibt, Machtausübung bestehe Foucault zufolge »zentral darin, zu beeinflussen, was andere für denkbar oder undenkbar, erlaubt oder verboten, rational oder verrückt halten; Machtausübung erfolgt [...] zudem nicht allein über Einschränkungen und Verbote, sondern auch über die Hervorbringung bestimmter Wünsche und Bedürfnisse« (Scherr 2009 [2001]: 72).

Wichtig sind in diesem Sinne für diese Analyse insbesondere die Produktion von Wissen (Perspektiven III und IV) und ihre Effekte auf Plausibilisierung und Implementierung gesellschaftspolitischer Strategien.

Nicht nur die Verfügbarkeit von politischem und ökonomischem Kapital bestimmt in der modernen Gesellschaft die Verteilung von Macht. In seiner analytischen Betrachtung bürgerlicher Vorherrschaft bemerkte der marxistische Philosoph und Schriftsteller Antonio Gramsci, dass sich deren Hegemonie nicht lediglich in ökonomischer Macht festigt, sondern auch in ihrer dominanten, distinktiven Wirkung als »herrschende Kultur« zum Ausdruck kommt. Ihre Subtilität gewinnt hegemoniale Herrschaft besonders durch die »Organisation von Konsensbildung« (Küçük 2008: 46), die durch Naturalisierung von Ordnungen und Praktiken ohne expliziten Zwang vollzogen wird. Der Sozialökonom Andreas Merckens erklärt in diesem Kontext insbesondere die Sogkraft des bürgerlichen Lebensstils folgendermaßen:

»Das Bürgertum unterscheidet sich historisch von vorhergehenden herrschenden Klassen durch seine ideologische und kulturelle Produktivität. Die bürgerliche Klasse gleicht dabei einem dynamischen Organismus, der weitreichende

Bindekräfte entwickelt und der in der Lage ist, die gesamte Gesellschaft aufzusaugen, indem er sie seinem kulturellen und ökonomischen Niveau angleicht [...]« (vgl. Merkens 2002: 27).³

Für die Betrachtung der Praktik des ›Aufräumens‹ und ihrer sozialen Organisation wird daher von Interesse sein, wie sie sich auf den Lebensstil und das Wertesystem des Bürgertums zurückführen lassen. Ein Teil ihrer Strukturierungen sind durch die bürgerliche Wohnkultur und den bürgerlichen Lebensstil geprägt. Dazu gehört die Betonung eines ›Privaten‹ – auch assoziiert als ›weiblichem‹ Wirkungsbereich –, aber auch die Selbstregulierung vor allem durch die Bedeutung von ›Tugendhaftigkeit‹. (Bei ›Tugend‹ handelt es sich um ein Prinzip, in dem Ordnung und Sauberkeit eine besondere Rolle spielen, wie unten noch deutlicher werden wird.) Aus dieser Perspektive verfolgt zum Beispiel der Architekt Witold Rybczynski die Annahme, dass sich die Angehörigen des Bürgertums (vorrangig aber dessen weiblicher Teil) das Wohnen und die damit verbundene Arbeit in all ihren Facetten angeeignet haben. Er geht also davon aus, dass sie auf Hilfe bei der Verrichtung der Arbeit, zum Beispiel durch Dienerschaft, verzichten. Diese Annahme wird in Perspektive I kritisch diskutiert.

Wichtig ist auch, wie andere gesellschaftliche Gruppen sich die Praktiken aneigne(te)n und welche impliziten oder auch expliziten Impulse dafür von Bedeutung sind. Der Soziologe Pierre Bourdieu schlüsselt die Wirkungen zwischen den sozialen Gruppen weiter auf. Er beschreibt, wie soziale Ordnung im Rahmen der Lebensstile von Alltagsakteur*innen in ihren Praktiken und Vorlieben, aber auch durch strukturierende Effekte fortwährend reproduziert wird. Ihre Habitus stellen inkorporierte sozio-kulturelle Verortungen dar. Er bezeichnet Habitus als »Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, [...] ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein« (Bourdieu 1976: 165). In dieser Betrachtungsweise wird hervorgehoben, dass auch die Lebensstile der unteren sozialen Klassen eine Eigenständigkeit haben. Paul Willis (1982)

3 Sehr bemerkenswert ist im Zusammenhang mit der Stärke der hegemonialen Wirkmacht des bürgerlichen Lebensstils die Tatsache, dass diese nicht in Relation zu dem Prozentsatz steht, den das Bürgertum in der Neuzeit in der Bevölkerung ausmacht. Ende des 19. Jahrhunderts, so schreibt der Kulturwissenschaftler Wolfgang Ruppert, gehören etwa drei bis vier Prozent der Bevölkerung dem oberen Wirtschaftsbürgertum an, dem Bildungsbürgertum höchstens ein Prozent, das Bürgertum insgesamt etwa sechs Prozent, zusammen mit dem Kleinbürgertum höchstens 15 Prozent (vgl. Ruppert 1998: 67f.).

hat zum Beispiel dementsprechend mit einer ethnografischen Beobachtung von jungen männlichen Schülern aus Arbeiterfamilien deren subversiven Handlungen als eigene Praktiken der Distinktion und als subversive Positionierung innerhalb von gegebenen Strukturen einordnen können. Für die Praktik des Aufräumens/Ordners wird in den einzelnen Perspektiven gefragt, wie sich die Verinnerlichung des vorherrschenden Wertesystems in der Praxis sozial benachteiligter gesellschaftlich marginalisierter Gruppen manifestiert. Auch Foucault interessieren insbesondere Widerständigkeiten von Subjekten. In Momenten des Widerstands treten Machtstrukturen deutlich hervor (vgl. zum Beispiel Foucault 1996: 119). Daraus folgt: Wenn das Phänomen von der Widerständigkeit aus untersucht wird, lässt sich herausarbeiten, wo »Regulation« ansetzt. Ebenso kennzeichnen widerständige Subjekte (in Perspektiven I, II und V) die Randgebiete dessen, was als »normal« angesehen werden kann.

Mit Fragen zur Möglichkeit, das komplexe System »Gesellschaft« zu regulieren, beschäftigt sich Foucault in seinen Betrachtungen zu »Gouvernementalität«. Der Politologe und Soziologe Thomas Lemke hält mit Bezug auf Foucaults Erkenntnisse fest:

»Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewinnt »Gesellschaft« eine eigene Dichte, die es unmöglich macht, sie auf die Aggregation der Individualwillen zurückzuführen. Sie wird zu einem scheinbar eigenständigen Subjekt, das etwas anderes ist als die Summe der Einzelsubjekte und nicht mehr von ihnen abgeleitet werden kann. »Gesellschaft« bezeichnet von nun an einen autonomen Bereich von Beziehungen mit spezifischen Gesetzmäßigkeiten und Gegenständen, die sich sowohl von ökonomischen wie von politischen Beziehungen unterscheiden« (Lemke 1997: 196).

Dieses Verständnis verweist auf die Organisation des Sozialen als Summe von Effekten einer »Regierung« ohne figurales Machtzentrum. Macht funktioniert demnach über eine moralische, ökonomische und politische Responsibilisierung der Subjekte. Sie formen sich, instruiert an rhizomatisch verteilten kleineren, lokalen Konnexionen, entlang der Machtstrukturen des »Souverän« und inkorporieren sein Wissen. Die Sozialpädagogin Nina Oelkers schreibt dazu:

»An Foucault anschließende Gouvernementalitätsstudien zeigen die Veränderung der Regierungstechniken an dem politischen Programm der Verantwortungsübertragung, der Responsibilisierung, auf. Responsibilisierung ist eine Technik zur Konstruktion von Subjektivität, an welcher der Kern der Gouvernementalität deutlich wird. Durch Prozesse der Verantwortungsübertragung wirken Herr-

schafts- bzw. Fremdführungstechnologien auf die Selbst- bzw. Selbstführungstechnologien der Subjekte ein« (Oelkers 2005: 407).

Selbstregulierung nach den Regeln der Ordnung und auch die Einhaltung einer Ordnung werden gemeinschaftlich ausgehandelt und funktionieren, so die Prämisse dieser Arbeit, nach den Prinzipien der Gouvernamentalität. Von Interesse ist es, zu verstehen, »wie es der Macht gelingt, Teil des Handelns der Subjekte zu werden und deren Handeln vorzustrukturieren. Zu untersuchen ist daher, welche Logik am Werke ist, die einen scheinbaren Konsens zwischen staatlichen Führungstechniken und dem Handeln der Subjekte herstellt« (Gutiérrez Rodríguez/Piper 2003: 11).

Wenn Foucault über ein solches Netz der Macht spricht, dann verweist er nicht auf eine konkrete und steuerbare Entität, sondern auf »eine Maschinerie, die funktioniert« (Foucault 1976: 229). Die Politikwissenschaftlerinnen Brigitte Bargetz, Gundula Ludwig und Birgit Sauer schreiben dementsprechend von einem »Bedingungsgefüge, das den modernen Staat und seine Bevölkerung hervorgebracht hat« (Bargetz u. a. 2015: 8).

»Praktik« und »Erlernen einer Praktik«

In dieser Arbeit soll, aus dem soeben Dargelegten folgend, der Frage nachgegangen werden, wie »das Ordnen der Dinge« sich innerhalb dieser Strukturen zu einer einheitlichen Praktik konstituiert. Ausschlaggebend ist die Formierung ihrer Akteur*innen als Subjekte im gesellschaftlichen Kräftespektrum. Hilfreich ist daher ein Blick auf die gängigen Subjekttheorien. Denn:

»Subjekttheorien interessieren sich dafür, wie im Gefüge sozialer und kultureller Dispositionen, wie beispielsweise Erziehung [...], Subjekte sich produzieren und produziert werden. [...] Subjekte konstituieren sich im historischen Raum, und sie unterliegen institutionellen Strukturen und Subjektdefinitionen, die historisch kontingent sind« (Wiede 2014).

Subjektivierung im Rahmen einer sozialen Praktik erfolgt in Erfüllung normativer Anforderungen, in einer »sinnhaften Verwirklichung eines sozialen Geschehens« (Alkemeyer 2013: 38). Individuell verfügbare Ressourcen werden in sozialen Praktiken gebündelt, in denen sie strukturiert und auch subliminal distinktiv erkennbar werden – das heißt »lesbar« ohne bewusste Einordnungsleistung der Beobachter*innen. Soziale Praktiken

definiert Alkemeyer als »nicht auf intentionale Handlungen rückführbare Wirksamkeitsgefüge« (ebd.: 44). Pierre Bourdieu schreibt:

»Die Praxiswelt, die sich im Verhältnis zum Habitus als System kognitiver und motivierender Strukturen bildet, ist eine Welt von bereits realisierten Zwecken, Gebrauchsanleitungen oder Wegweisungen, und von Objekten, Werkzeugen oder Institutionen, die nach Husserl mit einem »dauerhaft teleologischen Charakter« ausgestattet sind« (Bourdieu 1987: 100).

Die Grundbewegungen werden antrainiert und zum standardisierten Bewegungsrepertoire hinzugefügt. Der Soziologe und Kulturwissenschaftler Andreas Reckwitz beschreibt das so:

»Aus der Sicht der Praxistheorie besteht das Soziale einer Praktik [...] in der durch ein kollektiv inkorporiertes praktisches Wissen ermöglichten Repetitivität gleichartiger Aktivitäten über zeitliche und räumliche Grenzen hinweg, die durch ein praktisches Wissen ermöglicht wird« (Reckwitz 2003: 292).

Die Ausführung von Handlungen und Praktiken und performative Anknüpfungen an Vorhergegangenes manifestieren sich im Körper und prägen Konzeption und Manifestation des Körpers. »Der Körper ist in der Handlungspraxis stets anwesend« (Magyar-Haas 2013: 138) und kann daher nicht von der Betrachtung ausgeschlossen werden. Foucault geht von einer »Gelehrigkeit des Körpers« aus, in den die Machtverhältnisse und das gesellschaftliche Wissen eingeschrieben werden (vgl. Foucault 1976: 173ff.). Somit ist der Körper⁴ grundsätzlich als die lernfähige Instanz zu sehen, die sich entsprechend der jeweiligen habituellen und gesellschaftlichen Anforderungen gestalten lässt und selbst zum Zeichen werden kann.

In der Alltagspraxis werden »Dispositionsrepertoires« durch wiederholte Beobachtung, Training und Wissensaneignung kultiviert (vgl. Alkemeyer 2013: 58) und in das prozedurale Gedächtnis überführt. Dieser Vorgang erlaubt es den Menschen, erlernte Fähigkeiten – wie etwa das Gehen – im impliziten Gedächtnis zu speichern. Dieses funktioniert ohne bewusste Abrufleistung. So kann bei Bedarf ohne Zugriff auf das deklarative Gedächtnis auf sie zurückgegriffen werden (vgl. Welzer 2004: 158). Tätigkeiten können auf diese Weise relativ automatisiert ausgeführt werden.

4 Das Konzept »Körper« verwende ich hier zur Bezeichnung der verfügbaren, formbaren, aber auch widerständigen physischen Instanz, mit der das Individuum Handlungen vollziehen kann und in der sich Gemüts- und Geisteszustände und Haltungen und soziokulturelle Positionierungen vergegenständlichen können.

Dies hat Kaufmann auch für die Praktik des Ordnen untersucht (siehe oben).

Bourdieu erklärt die dafür notwendige Inkorporierung von Wissen folgendermaßen:

»Da die Praktiken die Regelmäßigkeiten zu reproduzieren trachten, [...] lassen sie sich weder von den gegenwärtigen Bedingungen ableiten, die sie hervorgerufen zu haben scheinen mögen, noch von früheren Bedingungen, die den Habitus als ihre dauerhafte Erzeugungsgrundlage hervorgebracht haben. Sie lassen sich daher nur dadurch erklären, dass man die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen der Habitus, der sie erzeugt hat, geschaffen wurde, und die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen er angewandt wird, zueinander ins Verhältnis setzt. [...] Als einverlebte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte ist der Habitus wirkende Präsenz der gesamten Vergangenheit, die ihn erzeugt hat« (Bourdieu 1987: 104f.).

Auch der Soziologe Alois Hahn beschäftigt sich mit dem Gedächtnis, welches im Habitus gespeichert ist. Er schreibt:

»Die Vergangenheit ist nicht als vorgestellte Vergangenheit, sondern als fortdauernde Wirkung präsent. Als solche ermöglicht sie Handlungen, die nicht nur als Erinnerung im Sinne der Ereignis-Erinnerung auftreten können. Gerade durch die Entlastung davon steigern sie die Effizienz des Ablaufs« (Hahn 2007: 31).

Als »performed knowledge« (Hirschauer 2008: 90) wird das Wissen im Vollzug von Praktiken eingesetzt. In Beobachtung und anderen intersubjektiven Verhandlungselementen lässt sich dieses Wissen erschließen und auch zur Anwendung bringen. Explizite Subjektbildung durch Pädagogik oder institutionelle Ausbildung soll den Subjekten ermöglichen, die Praktik zufriedenstellend zu erlernen, um so bedeutungsvoll am gesellschaftlichen Leben und Vollzug teilnehmen zu können (vgl. Alkemeyer 2013: 60).

Die Weitergabe von Wissen erfolgt immer unter Adressierung des Körpers; einerseits über die sinnliche Wahrnehmung in der Vermittlung (die notwendigerweise über den Körper verläuft), andererseits, weil das Wissen sich in den Körper einschreibt (vgl. Bourdieu 1987: 138). Wie subtil die Wissensaneignung jedoch funktioniert und reproduziert wird, zeigt die Analyse der Praxistheorie. Neuere Praxistheorien fragen darüber hinaus, wie die Akteur*innen außerdem auch kreativ und selbstbestimmt handeln können (vgl. Alkemeyer 2006: 271ff.). Es sei, so Alkemeyer, zwischen Handlungen, die intentional und in Anbetracht der Erreichung eines Ziels verrichtet werden, und den »bewusstlos-routinierte[n] Vollzüge[n] inkor-

porierter Strukturen« (Alkemeyer 2013: 47) zu unterscheiden. Die Inkorporierung des Wissens ermöglicht ein Repertoire an Dispositionen für ein sinnvolles Agieren im Kontext einer Praktik. Die jeweiligen, individuell verfügbaren Dispositionen müssen trainiert und weiterentwickelt werden. Sie sind »in der Sozialisation, Bildung und Erziehung angelegt, jedoch nicht im Sinne stabiler Objektivierungen sozialer Strukturen in den Körpern, sondern als variierbare, in der Praxis fortwährender Einverleibungen praktischer Schemata. Diese ermöglichen keineswegs nur Automatismen, sondern auch ein situationsangemessenes und in diesem Sinne intelligentes Handeln« (ebd.: 57).

»Selbstregulierung«

Praktiken entwickeln sich im Spannungsfeld von Akteur*innen, Materialitäten und Bedeutungen. Alkemeyer drückt das folgendermaßen aus:

»Sie tauchen auf, wenn ein Habitus auf andere Habitus oder Umweltbedingungen (Habitate) trifft, die seine Dispositionen aktivieren, sodass sich Resonanzen bzw. Affordanzen zwischen den aufeinander treffenden Entitäten entwickeln« (Alkemeyer 2009: 122).

In dieser Arbeit wird davon ausgegangen, dass gesellschaftliche Konzepte grundlegend sind und auf die Gebundenheit der Aufräumpraxis an eine gesellschaftliche Metaebene verweisen. Bei der Untersuchung von gouvernementalen Wirkmechanismen geht es bei der Ordnungspraktik vornehmlich um moralische Responsibilisierung. Ordnung und Reinlichkeit gelten mit der Moderne im Rahmen des bürgerlichen Lebensstils und seiner hegemonialen Wirkung auch in anderen sozialen Gruppen als Mustertugenden (Frey 1997: 122).⁵ Tugendhaftigkeit stellt ein Prinzip der Effizienz und Funktionalität dar, das in den Körper eingeschrieben ist (und wird). Der Pädagoge Otto Friedrich Bollnow beschreibt Tugendhaftigkeit als grundlegende Charakterfestigkeit, die auch als wirtschaftliche Grundlage fungiert. Sie ist an ein normatives und gesellschaftlich verhandeltes Strukturwerk gebunden. Bollnow sieht Selbstregulierung nach den Idealen der Tugendhaftigkeit an eine bestimmte geistig ideale Welt geknüpft. Tugenden stellen ihm zufolge eine wichtige Grundlage der funktionierenden Gesellschaft

5 Wobei Andreas Anter konkretisiert, dass auch in den Zeiten zuvor »Ordnung« ein bestimmendes Thema war. Er sieht die Reflexion über Ordnung und das »Ordnung-Wollen« als die bezeichnenden Elemente der Moderne (vgl. Interview Anter: 3).

dar. Es habe sie unter anderen Bezeichnungen in verschiedenen Formen schon seit der Antike gegeben. Sie unterlägen einer Wandelbarkeit und hätten auch schon zum Zeitpunkt seines Schreibens um 1958 unter der Bezeichnung ›Tugend‹ an Aktualität verloren (vgl. Bollnow 1958, zum Beispiel: 10). Ihr Wandel – sowie auch der Wandel der nachzuverfolgenden Bedeutung des Wortes – sei ein Zeichen gesellschaftlicher Veränderung. Auch wenn er Tugendhaftigkeit, wie sie im 19. und 20. Jahrhundert mit zunehmender »Veräußerlichung« (ebd.: 13) versehen wird, für überholt hält, betrachtet er diese dennoch als wichtiges Ideal; weniger »veräußerlicht«, sondern eher durch ihre Hervorbringung stiller Selbstdisziplinierung als gemeinschaftsfördernd.

›Tugendhaftigkeit‹ kann also als eine Form eines inkorporierten normativen Regelwerks angesehen werden. Der Akzeptanz von und der Unterwerfung unter Regeln wird in manchen Anschauungen eine wohltuende, sogar befreiende Wirkung zugeschrieben. Die Verhaltensoption, sich Regeln und Grenzen unterwerfen zu können, wirkt sich, so folgern manche Theoretiker, auch auf das eigene Wohlbefinden aus. Anter schreibt dazu, dass die Begriffe und Auswirkungen von ›Ordnung‹ und ›Freiheit‹ in manchen Konzeptionen einander bedingen (vgl. Anter: 79ff.). Diese Verbundenheit werde als sehr komplex verwoben dargestellt. Einerseits werde ›Ordnung‹ mit Unfreiheit in Verbindung gebracht, andererseits gebe sie den Menschen auch eine Freiheit zu agieren, indem sie einen sinnvollen – auch in der Bedeutung einer gesellschaftlichen Sinnkonstruktion – Handlungsrahmen bietet.

Zwar scheint es heute weniger verbreitet, sich explizit auf normative Standards zu berufen, aber es ist keineswegs überholt. Während einige Theoretiker*innen Werte als Grundlage der Kommunikationsfähigkeit und Stabilität einer Gemeinschaft verstehen, wirken sie aber grundsätzlich exklusiv. Ein polemisches Buch gegen die (behauptete) Beliebigkeit der Spätmoderne schreibt der anti-egalitäre Medienwissenschaftler Norbert Bolz. Ohne Lebensideale, die auch die Handlungsfreiheit eingrenzen und die einem Individuum einen überindividuellen, sinnvollen Rahmen geben, könne, so schreibt er, kein sinnvolles Leben geführt werden (vgl. Bolz 2014: 129). Freiheit ohne Grenzen ließe sich nicht messen und verpuffe so wirkungslos wie bedeutungslos in der Unendlichkeit der Handlungsmöglichkeiten. Die Entscheidung für ein Leben zum Beispiel nach tugendhaften Idealen sei die Entscheidung für den ›Mut, das Gewöhnliche zu tun‹. Als Lebensprinzip sei die Entscheidung für Werte und die Unter-